Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Die Liebesfahrten der Eisheiligen [Fortsetzung]
Autor: Hardung, Victor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574855

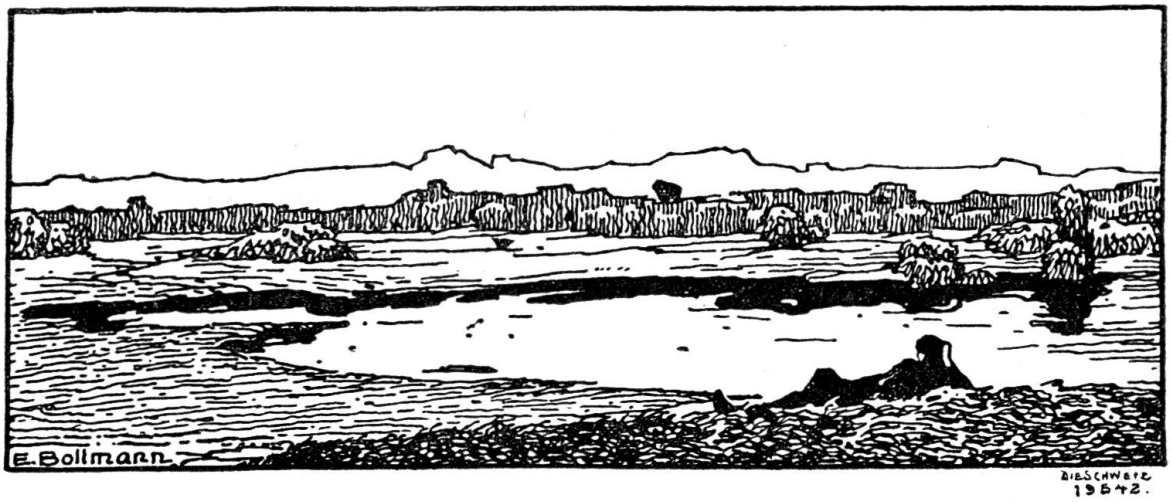
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Morgen

Ein ockergelbes Riesensegel flammt der neue Tag,
Voll zarter Süte blüht die neue Welt.

O Spiegel meiner Augen!
Weggetan die dumpfen Schleier einer Nacht,
Und blitzet hell und froh
Und laßt die Ströme Lichts
In eure durstigen Tiefen stürzen!

Die Lippen zittern,
Und die Zunge zuckt,
Als schmecke leise sie
Vom Brodem eines nahen Glücks.

Emil Wiedmer, Zürich.

Die Liebesfahrten der Eisheiligen.

Von Victor Hardung, St. Gallen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Die Traumdeuterin.

In meinem Heimatstädtchen betrieb noch mancher Bürger, der Ueberlieferung getreu und in der Erinnerung an eine vergangene Blüte, eine kleine Schafzucht. An der Mauer draußen wohnte ein Hirt aus alter Sippe, der die einzelnen Stallschaften zu einer Herde sammelte und damit im Vorfrühling auszog, um seine Nächte bis hoch in den Herbst hinein draußen auf der Weide in seinem Karren zu verbringen, indes drei wetterfeste Hunde den Pferch bewachten. Während der Morgenwind von den Hügeln her durch die Gassen duftete, stand er zur Ausfahrt gerüstet im glänzend blauen leinenen Hirtenkittel, lang und hager, Kopf und Bart rotblond und weich, als sei nie ein Scheremesser darüber gegangen, auf dem Markt und sang durch das Städtlein:

„Wolle, Werg und Seide:
Schäflein auf die Weide —
Wer da keine Weide hat,
Bleibt ein armer Nimmersatt —
Schäflein, schoh...."

„Schäflein, schoh!" schrieen wir Buben ihm nach, indes die Bürger die Schafe herausließen, die Hunde sie zusammentrieben und so eine stattliche Herde zum Tor auszog, in den jungen Frühling hinein.

Der Schäfer hatte noch das Versonnene und Verträumte seines Geschlechtes, und man munkelte, er habe Gesichte, und wann einer im Städtchen sterbe, so ahne er dessen Tod voraus. Und er sehe, wann er sich mitternachts rücklings vor das Haus

stelle und hinter sich blicke, das ganze Leichenbegängnis, wie es sich bald darauf zum Friedhof begeben werde. Dieser Sonderling hatte ein strohblondes Weiblein aus einer Moor- und Heidelandschaft gefreit, wo ein armes Volk Buchweizen baute und mit dem Binden von Ginsterreisig zu Besen, die es auf den Jahrmärkten verkaufte, zu einigen baren Batzen kam. Das hatte von solchem Handel die Lust zu vörteln heimgebracht und geschäftelte gerne und suchte auch von dem Glauben an fremde Kräfte ihres Mannes Nutzen zu ziehen, obwohl er selber das nicht leiden mochte. Aber war er ausgezogen mit seiner Herde, dann schlug sie in ihrem Häuslein hinter der Stadtmauer eine Ecke ab, die sie mit rotem und blauem Tuch und Goldborten verkleidete und mit bunten Bildlein standhafter Märtyrerinnen schmückte. Und dort legte sie die Karten und deutete nach einem abgegriffenen Buche die Träume, und es gab keine Herzensgeschichte im Städtchen und weit bei den Bauern im Umkreise, um die sie nicht wußte. So machte sie mehr Geld als manche Großbäuerin mit den Eiern, trug es emsig auf die Bank und liebte es, das Sparbuch neben das Traumbuch zu legen, wann sie ihre Kunst üben konnte. Ein Töchterlein war dem Schäfer und seinem Weibe geboren worden, und das hatte die versonnene Art des Vaters und ging allezeit in einem goldenen Wölklein einher, so flimmerte und leuchtete sein weiches Haar. Da wir noch miteinander auf die Volksschule gingen, hatte ich einmal hineingegriffen, und als das Mädchen ergeben lächelte, erst recht grob daran gezerrt, und da waren ihm die Tränen in die Augen geschossen, indes noch das Lächeln um den Mund irrte. Das hatte ich nicht vergessen können, und wenn ich Sabine sah, redete ich mir noch lange nachher einen Groll wider sie ein, um mich so gegen die aufsteigende Scham wehren zu können.

Ich war im Sommerurlaub zu Hause, und mit mir war ein Vetter, ein junger Schulmeister, heimgekommen, um seine erste Stelle als Hilfslehrer anzutreten. Der paffte aus einer langen Pfeife herum und mühte sich, nach der Weisheit, die er mit auf den Lebens- und Lehrweg bekommen hatte, die äußere Ansicht der Welt eifrig blankzuputzen und freigebig zu verkünden, was sein und was nicht sein dürfe. Um jene Zeit ward im Städtchen erzählt, daß die Schäferin auch ihr Töchterlein zum Traumdeuten angelehrt habe, und das könne besonderbar wahrsagen. Da war vor Jahren ein Schlosser durchgebrannt und hatte Frau und Kinder sitzen lassen. Und dieser Frau, die im Traume Störche gesehen, wie sie sich auf ihr Haus niederließen, habe Binchen das gedeutet, sie werde Nachricht von ihrem verschollenen Manne bekommen. Das sei eingetroffen. Der Schlosser sei in Amerika gestorben, habe sich der Verlassenen erinnert und ihnen ein artig Erbe zugewandt.

Mein Vetter, der Schulmeister, verabscheute aus der strotzenden Fülle seines Wissens heraus solchen Aberglauben und wollte nicht begreifen, daß nicht von Amts wegen diesem Unfug an die Wurzel gegangen werde. Die Behörde indes mochte wohl meinen, daß es schließlich doch ein Recht jedes Menschen sei, nicht nur zu glauben, was andere für zulässig erachten, sondern darüber hinaus noch etliches nach seinem Belieben — wenn es gleich dem dritten aberwitzig erscheine. Man könne den Leuten nicht das Recht zu träumen bestreiten, warum solle man da das Auslegen verbieten, hatte ein alter Arzt den Vetter spöttisch gefragt, als der beim Schoppen für die so notwendige Aufklärung Lanzen brach. Der hatte etliches über das Gesetz der Trägheit verlauten lassen, das von Anbeginn der Welt an verhängnisvoll gewaltet habe; aber er lasse sich, was ihn angehe, von dem Staub und Moder, der hier so dick in der Luft herumfliege, nicht zudecken. Und mich mahnte er, zu gemeinsamem Kampf für den Fortschritt mit ihm zusammenzustehen, umsomehr als wir im Städtchen die gebildete Jugend darstellen und Bildung verpflichte. Auf Wahrsagerei stehe Strafe. Ein bestimmter Fall, um die Schwerfälligen, Bequemen und Beharrlichen, die ewig Trägen aufzurütteln, lasse sich unschwer dadurch schaffen, daß wir einen Traum ersinnen, diesen angeblichen Traum deuten lassen und uns über diese Deutung dann öffentlich und vor Gericht lustig machen. So werde diesen friedlich-schiedlichen Pfahlbürgern einmal vor Augen geführt,

wessen sie sich in ihrem faulen Geschehenlassen mitschuldig gemacht, und eine andere Jugend werde heranwachsen, sei der Bann einmal gebrochen. Derart kaute er mir seinen Aufklärichtt vor, und ich ließ mich endlich auch, müd und mürbe geklopft von diesem Besserungsdreschflegel, bereden, an einem Abend die Schäferin aufzusuchen und sie aus ihren Karten einen ersonnenen Traum deuten zu lassen.

Meine Gedanken waren so bei Sabine, und es begab sich, daß ich das Mädchen in einem Laden, wo ich ein Paket Tabak einhandelte, sah, wie es sich für den Vater draußen eine Rolle Knaster einpacken ließ. Die alte Lust bedrängte mich, dem feinen schlanken Ding wieder einmal in das goldene Haar zu fahren. Und just in der Nacht vor dem Tage, den der Vetter erkoren hatte, um den Schlag zu tun und den erdichteten Traum deuten zu lassen, hatte ich wirklich einen Traum, und darin sah ich Binchen, und es war mir anders ums Herz, als ich mir einzureden versucht hatte.

In einer Wiese stand ich, und das hohe Gras war blau von Vergißmeinnicht, und ein Bach floß hindurch, und zwei Falter mit schillernden Augen auf den Flügeln standen in der silbernen Luft über dem Wasser. Und dann kam durch das Gras drüben ein Schimmel mit schwarz glänzendem Zaumzeug und einem rosenfarbenen Maul, und der trug Binchen, und das hatte das Haar zu einem zieren Krönlein geflochten, und des Mädchens Augen strahlten mir zu, zwei Sterne am hellen Tag. Schon stand der Schimmel am Ufer drüben und schnaubte zu mir herüber, und ich suchte in allen Taschen nach einem Zückerlein, ihn zu locken, und wußte kein Wort für meines Herzens Verlangen, daß die kleine Königin den Zelter spornen möchte, das Wasser zu durchwaten. Sehnsüchtig wollte ich da selber den ersten Tritt tun, den Bach zu furten, als ein Schatten fiel, und darin verblaßte die Erscheinung, und zuletzt standen nur noch die Augen des Mädchens in dem trüben Grau, und auch der letzte Glanz verglomm traurig, und die Wiese um mich her war vergangen, und ich erwachte von meinem Seufzer, und es war Tag.

An der Stadtmauer entlang lief ein schöner Ringweg mit alten Bäumen, und den ging ich heute, wie ein Gaul im Göpel. In der Nähe des Häusleins, wo ich Sabine wußte, duckte ich mich scheu hinter einem Stamm und sah das Mädchen, das als geschätzte Putzmacherin galt, beim offenen Fenster über seiner Arbeit. Einmal hatte es einen weißen Spitzenhut, den es mit roten Mohnglocken umwand, dann einen von goldbraunem Stroh, den es mit großen Maiensternen zierte, und wieder ein hell glänzendes Geflecht, das es aus einem Schleier von Rosen hervorschimmern ließ. Und bisweilen stand es auf und probte den Hut vor einem großen Spiegel, jenseits vom Fenster, und dann sah das Mädchen mich, den heimlichen Beobachter, aus dem Glase als ein anderes an und bestürmte mein Herz so in vielfältiger Gestalt. Gen Abend kam der Vetter, und da ich scheu vermied, mich dem zu offenbaren, ließ ich mich verbissen bereit finden mitzutun. Wir sollten beide, das war sein Plan, mit demselben Traume kommen und einer nach dem andern erzählen, ohne voneinander zu wissen, daß wir ein Kalb mit sechs Beinen und einem Drachenmaul gesehen hätten, und das hätte den Rachen aufgerissen und nach den Sternen geschnappt, und ein Blutregen sei niedergegangen, und Bach und Strom seien rot geflossen. Das, so meinte der Vetter, werde die Schäfersche als Krieg deuten, der vom Frieden geboren über das Land kommen werde. Und vernehme sie gar von zweien denselben Traum, so werde sie sich selber verschwatzen und mit ihrer Wissenschaft herumfahren bei Nachbarn und Bekannten und Unruh über die Gemüter bringen. Dann habe die Behörde Zeugen genug für groben Unfug und sei gezwungen einzuschreiten.

Das Haus des Schäfers hatte einen schönen messingenen Türklopfer, den Kopf eines Wichtleins mit langem Barte, und als er niederfiel, ward eine blaßblaue Scheibe von einem Lichtlein hell, und Sabinens Gesicht stand wie ein zartes Bild in dem Glase. Und dann öffnete sich die Scheibe, und ich sah dem Mädchen dicht in die Augen, und ich merkte, daß es mich kannte. Ich habe ein Anliegen, würgte ich hervor. Und da ich stand und schwieg, schloß das Mädchen die Tür auf und leuch-

tete mir in jenes Zimmer, wo ich es bei der Arbeit belauert. Die Mutter sollte ich sprechen, knurrte ich. Die sei bei Nachbarn. Doch wenn ich warten wolle ... belehrte mich das Mädchen freundlich und ein wenig verlegen. Dabei machte es sich an dem Kerzlein in seinem Laternchen zu schaffen und stieß es um. Und als wir beide darnach greifen wollten, war es schon erloschen, und ich hielt Binchens Hand und ließ die nicht. Und dann war es, als stehe mein Herz wider mich auf und rede seine eigene Sprache. Aus dem Dämmer leuchteten mir des Mädchens Augen zu, als wollten sie mich mit warmem Glanz einhüllen und von der ganzen andern Welt so abscheiden.

Und von dieser holden Sphäre umwoben, erzählte ich dem Kinde von jenem Traum, der mir wirklich geschenkt worden war, und bat um dessen Deutung.

„Ich habe dich gern gehabt, seitdem du mir einmal ins Haar gefahren, und hab viel an dich denken müssen, oft, immer, und so bin ich dir endlich im Traume nahe gekommen," gestand es da aus dem Dämmer heraus. „Aber jetzt ist's an der Zeit, daß du ein Zückerlein einsteckst, wenn du auf dein Mädchen aus bist, damit du den Schimmel über den Bach bringst!"

Ich hörte Binchen leise lachen, und dann hielten wir uns in den Armen, und als ich den süßen Mund küßte, merkte ich, daß dem Mädchen die Augen voll Wasser standen.

Zarte Wölklein glitten gleich Schleiern über die Sterne dahin, als ich auf dem Ringwege wieder die Stadt umging, dem Nachtwind lauschte, der in den Wipfeln sang, und endlich heimkehrte. Auf dem Markte saßen in der Vorlaube zum Schwanen noch etliche Zecher, und als auch mich nach einem Schoppen gelüstete, in der Freude an meiner heimlichen Krönung durch ein liebendes Mädchen, fand ich den Vetter, paffend von Tabak und großen Worten, inmitten eines Kranzes von bildungstragenden Bürgern. Was ich für eine Deutung des Traumes bekommen habe, fragte er mich. Vergebens habe er eine Stunde auf mich gewartet, sei dann hinausgegangen und habe die Alte gerade auf dem Heimweg abgefangen. Und da habe er's für besser gefunden, ihr nicht ins Haus zu folgen, sondern draußen mit ihr herumzuwandeln und sie nach der Deutung seines Traumes zu fragen. Sie habe sich in alle vier Winde verneigt, etwas Kabbalistisches dahergemurmelt und dann verlangt, daß er die größte Silbermünze, die er bei sich trage, auf den nächsten Kreuzweg lege. Und als er seinen Taler dort abgelagert, habe sie sich gebückt und von vier Seiten her Staub darauf geblasen und das Silberstück dann aufgenommen und sei hinter ihn getreten und habe ihm über die Schulter geschaut. Und geweissagt habe dann das Frauenzimmer, daß ihm schier unheimlich geworden sei, obwohl das, was das Weib deutete, doch nur ein ersonnener Traum gewesen. Einen ganzen Heerbann habe es über seine Schulter weg geschaut, wilde Gesellen in fremder Tracht, Rosse mit abgesabelten Köpfen in der Mähne, gelbe Kerle mit schiefen Augen, krummem Messer im Gürtel, Troßwagen voll wirrer Haufen Beute. Und mit Rauch und Feuer sei der Zug dahingefahren, eine wüste Wolke von Blut und Verderben.

Mir, meinte der Vetter, habe wohl die Junge den Traum gedeutet. So gründlich kaum, und mein größtes Silberstück sei wohl auch nicht daraufgegangen.

Ich sei zufrieden, lehnte ich die Neugier des Vetters ab. Mich würd's schließlich auch nicht anfechten ...

Anfechten oder nicht, ein Unfug sei's und bleib's, polterte der Vetter. Es sei Pflicht eines aufgeklärten Menschen, Front gegen jeden Aberglauben zu machen, auch damit dessen stillschweigende Duldung gestört werde. Was mir einfalle, im letzten Augenblicke, beim entscheidenden Sturm auf den Feind, fahnenflüchtig werden zu wollen? Mit diesem schön geschwungenen Satz hatte er sich dem Zeitungsdrucker des Städtchens genaht, und ich vernahm nicht mehr, was er redete, da es mir die ziehenden Wölklein wieder angetan hatten und mein Herz die schöne Einsamkeit der Nacht aufs neue verlangte, allein zu sein mit dem Atem des Mädchens, wie er mich noch warm und süß umduftete.

Es war am Nachmittag, und ich saß in meiner Kammer und zeichnete an einem Mädchenkopfe, den das Haar gleich einem Krönlein zierte, und hatte ihm noch

Myrten und Rosen aufgesteckt. Schwalben warfen sich jauchzend in die Bläue, fielen nieder und waren aufs neue steil emporgeschnellt. Eine Röte stieg tief in der Ferne auf, und über ihr ward der Himmel von einem zarten Grün. Der Wind, der durch das Städtchen strich, war verschlafen und schwer von dem Dufte reifenden Kornes. Und ich wartete des Dämmers und der Nacht.

So vernahm ich den Vetter, der nach mir fragte. Und als ich hinuntergehen wollte, trat er mir schon mit einem druckfeuchten Zeitungsblatt entgegen. „Der Anfang ist gemacht!" frohlockte er, und dann deutete er auf eine Spalte: „Hier!" und las: „Bei allen Fortschritten, die wir hervorragenden Männern unserer Zeit verdanken, bleibt es doch eine betrübende Erscheinung, daß der alte Aberglaube nicht auszurotten ist. Und leider müssen wir da auch auf eine wunde Stelle in unserer Stadt einmal den Finger legen, der längst mit allen Mitteln, mit Eisen und Feuer sollte zu Leibe gegangen werden. Es handelt sich da um die Eiterbeule der Wahrsagerei und Kartenlegekunst, wie sie sich im Schutz und Schirm unserer Mauern, von Mutter und Tochter betrieben, ungestört breitmachen darf. Zwei junge, fortschrittlich gesinnte Leute, Söhne unserer Stadt und gewillt, ihr jetzt und allezeit Ehre zu bereiten, haben es sich nicht nehmen lassen, dieser Tage die beiden Pythien mit einem und demselben Traume aufs Eis zu locken. Die Deutung fiel so lächerlich aus, wie sie es gedacht hatten. Vivant sequentes!"

„Ist das Blatt schon vertragen?" schrie ich den Vetter an und wollte an ihm vorbeistürmen, um das Unheil noch zu bannen.

„Die es angeht, die werden's jetzt haben," lachte der.

„Ich habe keinen erdichteten Traum deuten lassen!" schrie ich wütend. „Das ist ein greuliches Geschmier, was du da losgelassen hast. Ich verlange eine Erklärung vom Drucker, daß ich nichts damit zu tun gehabt habe!"

„Hast du mir nicht spät abends erklärt, als ich dich fragte, du seiest zufrieden mit der Deutung? In Gegenwart des Druckers? Was meinst du, was der von deiner Feigheit denken müßt?" höhnte der Vetter. „Erst so tun, als ob, und wenn's zum Klappen kommt ..."

„Hinaus, du vermaledeiter Fortschrittsaff!" brüllte ich sinnlos. Der Vetter hatte sich vielsagend auf die Stirne gestupft und war verschwunden. Draußen schrieen übermütig die Schwalben, kam der Abend rot und golden über die Dächer, klirrte leicht die Kette an einer Speicherwinde, war eine leise Musik in Höfen und Gärten. Und mir war wind und weh, und ich schloß das Fenster, als sei ich so von all dem Leben und seinen Leiden und Schmerzen geschieden, die meiner da draußen warten mußten, wenn ich nur den ersten Schritt tat.

Die Dunkelheit war über den Gassen, als ich mich zum Hause des Schäfers stahl. Verborgen hinter den alten Wallbäumen, vernahm ich die Stimme der Alten, die geräuschvoll im Hause herumfuhr. Und für einen Augenblick war Binchen in einem Fenster, beugte sich vor, als suche sie jemanden, und schon wollte ich vorstürzen und sie rufen, als sie wieder in den Schatten schwand, und der Laden sich über ihr schloß, wie der Deckel eines Sarges.

Der Mond war hervorgekommen. Silberndes Zwielicht spielte auf der schmalen Vortreppe, und dann stand der Schäfer unter der Tür seines Hauses und wartete, daß Binchen vor ihm hinaustrat auf die Straße. Und selbander bogen sie ins freie Feld ein, auf eine Landstraße, indes die Mutter hinter ihnen her zeterte. An einem Meilenstein sah sich der Schäfer um, hob seinen Stab mit dem Wurfeisen und schleuderte dem Weib wortlos eine Scholle Erde zu, so, wie er gewohnt war ein Schaf seiner Herde zurechtzuweisen. Und die hockte am Wegbord nieder und heulte in ihre Schürze.

Durch eine Feldbreite zog sich über einem Bächlein ein Wall mit Silberweiden dahin. Dem schlich ich nach und sah hernieder auf die Straße, wo der Schäfer und Binchen schweigsam des Weges schritten. Ein Wölklein wanderte mit ihnen, glitt dahin durch die dunkle Bläue, als müss' es über ihnen sein, wie ein Weggenosse, und glomm golden unter dem Glanze des Mondes. Und das sah ich

noch, als das Mädchen und sein Gebieter hinter einer Wegsenkung verschwunden waren. Und ich sehnte mich hinweg von der Erde, hoch, so hoch und frei wie Wolke und Wind, und meine Seele hatte keine Flügel.

(Schluß folgt).

Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Ein notwendiges Zwischenkapitel.

Recht wie ein Ausbund von Jugendkraft, kann sich die damalige Eidgenossenschaft nicht genug in fremden Händeln austoben. Sobald dann die Gelegenheiten nach außen rarer werden, übt sich der Staat oder das Stäätlein in Gewalttätigkeiten nach innen. Sein maßgebender, in der Regierung sitzender Ausschuß wird mit der Zeit despotisch. So kommt es wohl, daß die eidgenössische Politik vom Ende des fünfzehnten durchs sechzehnte ins siebenzehnte Jahrhundert nicht in volkstümlicher, sozialer Richtung vorwärts geht. Sie verfolgt wie die ganze Umwelt den entgegengesetzten Schritt zu einem harten, überpersönlichen, uns heute unmenschlich scheinenden Staatsbegriff, dessen Darstellung aber doch recht kleinmenschlich durch erbliche Geschlechter, adelige Familien und erlesene Financiers geschieht. Mit den Vogteien beginnt es, dann werden die Bauern, dann die Stadtbürger am Recht, und ginge es, auch am bösen Maul gekürzt. In diesem trüben Prozeß erscheint wahrhaft das demokratische Zellengebilde der Urschweiz, so stark es auch von der Patrizierkrankheit mitgenommen wird, dennoch wie ein bißchen grüner Insel im wachsenden grauen Meer des Absolutismus.

Freilich konnte der Leser aus den Mötteli-, Koller- und Amstalden-Wirren leicht herauslesen, daß auch das urdemokratische Bruderklausen-Eiland an vielen Schäden litt. Das Grundübel besteht wohl in dem auffallend großen Mangel an unparteilichem, nur das Volkswohl bedenkendem Rechtssinn. Wenn Theodor von Liebenau eingangs seiner Darstellung des Koller-Handels „die nach unten und oben gleich strenge Justiz" *) der Schweizer erwähnt, so hat mich der Blick in jene Zeiten eher das Gegenteil gelehrt. Eine andere Elle galt gegen Reich und Arm, Hoch und Niedrig. Wie sanft behandschuht gehen die Orte gegen die schreienden Untaten des jungen Joachim Mötteli vor! Wie rasch ist man mit Pein und Schafott bei kleinen Dieben! Ein Widerwort von unten gegen die Obrigkeit wird blitzschnell gebüßt. Wäre Landammann Bürgler ein armes Schuldenbäuerlein am Lungerersee gewesen, wie flink hätte man es auf Amstaldens Angaben hin der luzernischen Rache geopfert oder in den eigenen Turm an der Aa geworfen und torquiert! Würde ein ordinärer Schuhflicker dem nicht ganz schuldlosen Obwaldner Klerus den ketzerischen Schimpf statt Landammann Balthasar Heintzli von Sarnen angetan haben, er wäre rasch und bitter genug am Leibe gestraft worden. Ein Tag und eine Nacht im Turm liegen und Abbitte leisten hätte wahrlich nicht genügt. Und doch ward der Prozeß gegen Heintzli *), durch allerlei Intrigen geschürt, noch scharf genug geführt, sodaß der Delinquent trotz der herabgemilderten Strafe und Wiederherstellung der Ehren sich dennoch gegenüber dem Hauptmann Melchior von Flüe von Sachseln benachteiligt glaubte. Denn dieser schon erwähnte Nachkomme Bruderklausens ist wegen seines jähzornigen Totschlages an Zimmermeister Kaspar zum Bach schon binnen Jahresfrist begnadigt und wieder in Amt und Ehre gesetzt worden. Ein armer Schelm baumelte längst am Galgen.

Dieses Zweierlei im Recht wird dadurch nicht besser, daß das Gemeindevolk daran wacker mithilft. Vielfach ist ihm bereits nicht der Glaube, aber doch eine

*) St. 535, XI. Jahrg. der Kath. Schweiz. Blätter.

*) Alt-Landammann Balthasar Heintzli hatte 1565 im Eifer gegen das Konkubinat vieler Geistlicher und empört über den Beschluß der Landsgemeinde vom 23. April, die Reformen des Tridentinums vorläufig zu sistieren (ein Beschluß, hinter dem er das Betreiben des interessierten Klerus argwöhnte), sich zu einer unüberlegten Aeußerung gegen das katholische Dogma hinreißen lassen.